



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Caritasblüten aus der Mission
1932**

3 (1932)

Caritasblüten

Nr. 3

1932



Heiliger Joseph

Sankt Joseph

Im fernen heil'gen Morgenland,
Auf königlichen Auen,
Vor Zeiten eine Rose stand (Maria),
Wie war die schön zu schauen!
Sie blühte wie der Purpurschein,
Ihr Duft war süß, ihr Glanz so rein
Wie stilles Morgenleuchten.

Ein Gotteshauch geht durch's Gefild:
Da senkt aus Himmelsauen
Ein Tröpflein Tau zur Ros' sich mild,
Das glänzt wie Demantstrahlen (Jesus).
O Ros', o Tau, du Himmelskind,
Wer wehret von euch Glut und Wind?
Wer bietet Schutz und Schatten?

Sieh', dort sie steht, die Palme hehr,
Von Gottes Hand gezogen,
Daß sie der Ros' sei Schutz und Wehr,
Dem Demant mild gewogen.
Sankt Joseph diese Palme ist,
Der Demant-Tau der liebe Christ,
Die Rose Sankt Maria.

Sankt Joseph, welche Seligkeit,
Wozu du auserkoren!
Den Gott, der Herr der Ewigkeit,
Aus seinem Schoß geboren,
Er war samt deiner Himmelsbraut
Dem heil'gen Schutz dir anvertraut;
Drob sei der Herr gepriesen!

Da glichest du der Palme klar
Zum Schutz gen Glut und Winde,
Du botest kühlen Schatten dar
Maria und dem Kinde:
O sieh nun auch auf jene Braut,
Die sich dein Jesus auserschaut,
Erkauft mit seinem Blute.

O dehne deine Zweige weit,
O wehe Stärkung nieder;
Die Kirche steht im Trauerkleid,
Sie seufzet Trauerlieder.
Zum Schutzherrn hat sie dich ersehnt!
Erhör' der Kirche klagend Fleh'n,
O Joseph, milder Vater!

Bericht aus dem Mutterhaus

Das Fest Mariä Lichtmeß war wieder ein Freudentag in Heilig Blut. Dem Welterlöser, der sich auf den Armen seiner Mutter dem himmlischen Vater für die Rettung der Seelen aufopferte, wurden am Vorabend neue Bräute zugeführt in den 17 Postulantinnen, welche das Ordenskleid erhielten. Am Festtage selbst legten 15 Novizinnen die ersten zeitlichen Gelübde ab, während eine kleine Anzahl den Schwur der Treue für ewig vor dem im hl. Sakramente gegenwärtigen Gott leistete. Die ergreifenden Zeremonien lassen die tiefe Bedeutung dieses Aktes erkennen. Möchte die Anzahl dieser glücklichen Missionarinnen wachsen, damit der Hunger von Millionen Heiden nach Wahrheit und Erlösung aus den Ketten Satans in etwa gestillt werden kann!

Eingekleidet wurden am 2. Februar 1932:

Post. Marg. Rohrmüller,	Schw. M. Ludwiga,	aus Bayern
" Franziska Seufert,	" " Kaveris,	" "
" Josefina Mennicken,	" " Reginaldis,	" Preußen
" Klara Littner	" " Leonora,	" Baden
" Margar. Jakobs,	" " Maura,	" Preußen
" Martha Heckmanns,	" " Chantal,	" "
" Wilhelmine Drilling,	" " Wiltrudis,	" "
" Gertrud Rutschke,	" " Edwina,	" "
" Elisabeth Baudoux,	" " Elmara,	" Saargebiet
" Anna Altrath,	" " Ingeborg,	" Preußen
" Maria Funke,	" " Gilberta,	" "
" Elisabeth Risse,	" " Theofrieda,	" "
" Franziska Hunecke,	" " Claver	" "
" Anna Rittmüller,	" " Pazzis,	" "
" Maria Häner	" " Candida,	" "
" Christ. Grundhöffer,	" " Cordula,	" "
" Katharina Inanger,	" " Ursulata,	aus Steiermark, Öst.

Erste Profess:

Schw. Mirjam, Schw. M. Thomasa, Schw. M. Hilaria, Schw. M. Arnoldis, Schw. M. Engelmara, Schw. M. Oskara, Schw. M. Humilia, Schw. M. Notkera, Schw. M. Adelbera, Schw. M. Vitalis, Schw. M. Brenata, Schw. M. Rosamunda, Schw. M. Edeltraud, Schw. M. Fidesta, Schw. M. Victima.

Ewige Gelübde:

Schw. M. Ildefonsa, Schw. M. Adalgundis, Schw. M. Evangelista, Schw. M. Ludwigis, Schw. M. Luisiana, Schw. M. Johannita, Schw. M. Irmtraud, Schw. M. Florentia.

In Afrika: Schw. M. Rosalia, Schw. M. Ludgarda.

St. Joseph hilft

Ein Arbeiter wurde in der Gemeinde E. in einem Wassereimer stehend in einen 70 Fuß tiefen Brunnen heruntergelassen. Während der Hinabfahrt fielen ihm einige Kieselsteine auf den Kopf; er fürchtete, der Brunnen könnte einstürzen und er verlangte, in Angst versetzt, wieder hinaufgezogen zu werden. Aber kaum hatte er gerufen, als der Brunnen zusammenstürzte und eine Unmasse von Steinen und Erde den armen Mann begruben. Die Arbeiter, welche Augenzeugen des fürchterlichen Ereignisses gewesen, zweifelten nicht, daß ihr Gefährte tot sei; allein W. war noch unverletzt. Sobald er die Gefahr bemerkte, schrie er mehr mit dem Herzen als mit dem Munde: „Jesus, Maria, Joseph, rettet mich!“ Und siehe, zwei große Steine blieben 13 Meter von der Öffnung und 10 Meter vom Grunde des Brunnens entfernt hängen und bildeten so ein Gewölbe, worauf nun 180 Kubikfuß Erde ruhten. Damit aber der himmlische Schutz noch sichtbarer werde, geschah es, daß ein Stein, der in den Wassereimer fiel, worin sich W. befand, mit solcher Kraft dessen linke Seite preßte, daß er, um sich davon zu befreien, sich eines Hebeisens, das er bei sich führte, bedienen mußte.

W. war ein guter Christ und verlor das Vertrauen auf Gott nicht. Durch das Gebet ermutigt, verläßt er den Eimer, der ihn trug, schwingt sich am Seile bis zum Gewölbe hinauf und bemerkt mit Hilfe einiger Zündhölzchen, die er bei sich trug, daß sein Gefängnis gänzlich geschlossen sei. Vertrauend auf Gottes Hilfe und ergeben in seinen heiligen Willen, beschließt er, ruhig seine Befreiung abzuwarten. Er dachte an das Schicksal seiner drei Kinder, welche ihn tot glaubten, und an seine Frau, die daran war, zum vierten Male Mutter zu werden.

„Herr“, sagte er, „der du mir so viele Beweise deiner Liebe gegeben hast, heilige Jungfrau und du, glorreicher Joseph, tröstet meine Frau und Kinder, flößet ihnen Hoffnung ein, daß sie mich wiedersehen werden, wie ich hoffe, bald in ihren Armen zu liegen.“ So betete er; allein dessenungeachtet bedeckte kalter Angstschweiß seine Stirne und seinen ganzen Körper. Seine Lage war ja entsetzlich!! Vorsichtig, wie er war, bedeckte er den Kopf mit seiner Schürze und band den Leib mit seinem Sacktuch an das Seil, aus Furcht, vor Ermattung und Schlaf in den Brunnen zu fallen. Und in dieser Stellung verblieb er 34 Stunden, von Dienstag, den 27. Februar, nachmittags bis Donnerstag, den 1. März, vormittags. — Das Hebeisen legte er der Quere nach über den Eimer, es diente ihm so zum Schutz und machte es ihm möglich, von Zeit zu Zeit seine Lage zu wechseln.

Aber was taten unterdessen die Einwohner von E.? Man würde ihnen großes Unrecht tun, wollte man meinen, sie wären untätige Zuschauer des Unglücksfalles gewesen, obwohl der größere Teil mit Recht befürchtete, nur den verstümmelten Leichnam hervorzuziehen. Einige jedoch, welche Vertrauen auf Gottes Vorsehung hatten, sagten: „Wenn er Zeit hatte, die seligste Jungfrau oder einen Heiligen Gottes anzurufen, ist er gewiß gerettet, und wer weiß, ob wir ihn nicht ohne Verletzung aus dem Brunnen hervorgehen sehen?“ — Sie beteten recht inbrünstig um seine Rettung, unterließen aber nicht, angestrengt zu arbeiten und den Schutt hinwegzuräumen. Während 24 Stunden strengte man unausgesetzt alle Kräfte an, um in die Tiefe zu dringen und dem Unglücklichen zu helfen. Immer traten neue frische Arbeiter an die Stelle der ermüdeten, und während die einen beteten, arbeiteten die andern. Man hatte bereits soviel Schutt weggeräumt, daß W. vernehmen konnte, was über ihm vorging, ja, er hätte alle Spatenstiche zählen können, selbst die Gespräche der Arbeiter konnte er hören, und ihre Stimme unterscheiden. Das belebte wunderbar seine Hoffnung, und der immer mehr wachsende Mut der Arbeiter erhöhte sein Vertrauen. Diese lösten sich Tag und Nacht ab, alle drei, vier oder fünf Stunden, je nachdem die Arbeit mehr oder weniger ermüdend war. Am 28. Februar, da sie nur mehr fünf Meter von dem Verschütteten entfernt waren, versuchte W., sich vernehmbar zu machen, und wurde wirklich von einem Arbeiter gehört. „Horchet,“ sprach dieser zu seinen Mitarbeitern, „mir scheint, ich höre die Stimme des W., Stille, stille!“ Man hörte ihn rufen. „So bist Du denn nicht gestorben?“ rief ihm einer seiner Freunde zu. „Nein,“ erwiderte W., „ich bin unverletzt, nur Mut gefaßt.“

Jedermann wird sich leicht vorstellen, mit welch' einem Feuereifer man jetzt arbeitete und die Arbeit fortsetzte, um den schon Totgeglaubten dem Leben wiederzugeben. Schon konnte der Gefangene durch einige Ritze das Firmament sehen; welche Freude für ihn! Er verdoppelte seine Gebete und sagte Gott Dank für seinen sichtbaren Schutz. Die Arbeiter ahmten ihm nach. Tausende von Menschen waren herbeigeeilt, um das Wunder zu sehen und näherten sich der Öffnung, welche bedeutend vergrößert war. Endlich konnten auch die zwei Steine, welche das Gewölbe bildeten, weggeschafft werden, und W. stieg aus seinem Grabe hervor. Voll Freude und Dankgefühl gegen Gott fiel er mit der ganzen Volksmenge auf die Knie nieder und lobte und pries mit lauter Stimme die heilige Familie, und alles schrie wie mit einer Stimme: „Wunder!“ Ein Jahr war noch nicht verflossen, und das ganze Tischlergewerbe, zu dem er gehörte, wählte auf Anregung W. den heiligen Joseph zu seinem Schutzheiligen.

Die Friedensflagge

Von Schw. M. Friedberta

Hamiesi, ein echter Mohammedaner, lebte mit seiner Frau Ascha-binti-Matata auf einer Farm, etwa fünf Meilen von Walezo entfernt. Er liebte seine Frau und ertrug alles von ihr. Ascha dagegen fühlte nicht so viel Zuneigung zu ihrem Mann und schaute sich zuweilen nach einem andern um. Hamiesi hatte jedoch keine Angst, Ascha zu verlieren, „denn“, sagte er, „sie hat ja eine krumme Nase und sieht nicht gut. Niemand mag sie, nur ich allein.“

So vergingen mehrere Jahre; doch eines Tages sollte es Ascha gelingen, ihren Mann aus dem Hause zu bringen: Die rote Ruhr hatte Einkehr gehalten in ihrem Heim. Als ich eines Morgens wieder in Walezo ankam, saß das sonderbare Ehepaar unter einem Baum und bat um Aufnahme und Medizin. Mit Freuden wurde beides gewährt; bald war ein Zimmer bereitgestellt für Mann und Frau. Meine Enttäuschung war jedoch groß, als mir Ascha sagte: „Ich kann nicht mehr hier bleiben, ich muß nach Hause gehen, wo ich so viele Arbeit habe.“ Hamiesi hatte nichts zu sagen, er war ja auch zu krank und ließ deshalb seine Frau ruhig nach Hause gehen. Anfangs kam sie regelmäßig, um sich nach ihrem Mann zu erkundigen, doch nach und nach wurden die Besuche seltener, und zuletzt war Ascha nicht mehr zu sehen. Inzwischen wurde Hamiesis Gesundheit immer besser, und er fing an, die Tage zu zählen, seit er seine Frau nicht mehr gesehen hatte. Dann stellte er Nachforschungen an über ihr Treiben, und erhielt endlich die Nachricht, daß sie ihm untreu geworden sei.

Nun ließ er mich rufen und begann sein Klagelied.

„Höre, Schwester,“ sagte er, „Ascha ist mir untreu geworden, weil ich krank bin, aber ich werde ja wieder besser und habe es nicht verschuldet; Gott hat es mir geschickt. Siehe, was Ascha mir getan hat! Ich habe nur ein Auge, das andere hat sie mir im Zorn mit dem Kochlöffel aus dem Kopf geschlagen. Ich höre auch schlecht von den vielen Ohrfeigen, die ich von ihr erhalten habe. Wenn ich nicht Geld genug heimbrachte, schlug sie mich mit dem Stock. Das alles habe ich in Liebe ertragen, habe es ihr nicht zurückbezahlt, sondern war immer treu, und o, meine Ascha, was habe ich deinetwegen gelitten; und du bist mir jetzt untreu.“ So seufzte er tief und hielt wieder inne, ganz traurig und niedergeschlagen, dann fing er das Klagelied von neuem an: „Nicht nur von dir allein, Ascha, habe ich Schläge mit dem Stock bekommen, sondern auch von anderen Leuten, von denen ich für dich Geld geliehen hatte und es ihnen nicht zurückbezahlen konnte. Wenn du mich grob behandeltest, um Geld oder schöne Kleider zu bekommen, so bin ich gegangen und habe dir

dieses verschafft, und für alles das bist du mir untreu geworden.“ So murmelte er ständig vor sich hin.

Die meisten Schwarzen üben Rache, und so war es auch bei Hamiesi; er hatte keine Ruhe mehr. Mit der Liebe zu seiner



Neger von Nairobi vom Wafkuyu-Stamm.

Frau war es zu Ende. Er mußte nach Hause und Rache üben; alles Zureden, davon abzusehen, half nichts. Eines schönen Morgens fand ich das Bett leer, und andere Kranke sagten mir, er sei mit einem großen Messer und einem mächtigen Stock fortgegangen mit der Drohung, daß Ascha ihr Leben lassen müsse.

In wilder Hast eilte er nach Hause, und bereits stand er vor der Türe, wo er sich sagte: „Trefse ich zwei oder nur eine Person an? Sind es zwei, dann geht es mir schlecht; ich muß Vorsicht gebrauchen.“ Er schlich ganz leise ins Haus und fand seine geliebte Ascha schlafend. Da wurde es ihm doch weh ums Herz, als er sie so friedlich schlafen sah, und er faßte den Entschluß, sie nicht zu töten, sondern all ihr Hab und Gut mitzunehmen und dann die Türe fest zu schließen. „Nun kann sie schauen, was sie macht“, sagte er, „so ganz allein, ohne Wasser und ohne Essen in der Hütte.“

Gedacht, getan! — Hamiesi nahm alles mit, Kochtöpfe, Wasserkrüge und eine Henne mit Eiern, kurz alles; er ließ nichts in der Hütte und verschloß die Türe mit einem dicken Schloß. Nachmittags gegen 5 Uhr kam er schwer beladen nach Walezo zurück; die Henne mit den Eiern gab er mir, und auf die Frage, wo seine Frau Ascha sei, erhielt ich nur die kurze Antwort, sie sei fest eingeschlossen und käme nicht mehr zurück. „Sie wird schon an mich denken.“ Nur eines wiederholte er so oft: „O, wie hat die aber fest geschlafen; alles habe ich mitgenommen, und sie hat nichts davon gehört und hat sich nicht gerührt.“ Nach einigen Tagen hörte ich, daß man Ascha begraben habe; man hatte sie tot im Hause gefunden. Da wurde es mir begreiflich, daß sie nichts gehört hatte, als Hamiesi alles holte; sie war nämlich damals schon tot auf dem Bette gelegen, während Hamiesi meinte, daß sie so fest schlafe.

Nun hatte er Ruhe; er war allein, seine geliebte Ascha im Frieden unter der Erde. Und nun bat er mich, in Walezo bleiben zu dürfen, was ich ihm auch gerne erlaubte. Er war Baumeister von Beruf, und es fehlte ihm nicht an Arbeit; er mußte viele Hütten bauen und fühlte sich sehr geehrt, wenn man sagte: „Du bist ein ganzer Meister im Bauen!“

Eines Tages wollte er sich ein schönes Haus bauen, und zwar an der Straße, damit jedermann seine Arbeit bewundere. So fand ich ihn eines guten Tages mit Bauen beschäftigt. Ich sagte zu ihm: „Hamiesi, was machst Du da? Ohne Erlaubnis baust Du ein Haus gerade an der Straße?“

„Es ist ein Haus für mich, und schön werde ich es bauen, damit jedermann fragt; „wer hat das gemacht?“ All sein Bitten half nichts; er mußte sein Haus unten im Tale bauen, wo man es nicht so sehen konnte. Tief betrübt und gesenkten Hauptes zog er hinunter und dachte nun nach, was zu tun sei, damit seine Bauart bewundert werde. Er wußte Rat. Ein paar große weiße Lendentücher wurden zusammengenäht, an eine lange Stange befestigt und oben auf das neu gebaute Haus gesteckt. Stolz wehte diese weiße Flagge über Hamiesis Haus. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Unser Arzt und einige andere Europäer sahen die Fahne; das Auto wurde an-

gehalten, sie stiegen aus und erkundigten sich nach der Bedeutung der weißen Flagge. Hamiesi gab sofort Auskunft und sagte: „Das ist ein Haus, das habe ich gebaut; es gehört mir.“

„Ja, aber die Flagge, was ist das?“

„O,“ antwortete Hamiesi ganz stolz, „das ist die Friedensflagge. Die Wazungu, Europäer, haben Krieg miteinander und können sich nicht vertragen; aber wir hier in Walezo, wo so viele Nationen zusammen sind, wir halten immer Frieden, schnupfen alle aus einer Tabaksdose, und eine Pfeife dient oft für 20 Leute. So haben wir Frieden, und darum ist die weiße Flagge am Haus.“ Die Europäer lachten herzlich und erzählten mir diesen Vorgang.

4

Wer macht mir mein Kreuz?

In des Lebens schwülen Tagen
War mein Kreuz mir große Qual,
Wollte es nicht weiter tragen
Durch der Erde Tränental.

Aus der Stirne bittern Quellen
Quollen heiße Ströme auf,
Und der Augen Bäche schwellen
Glühend ihren schnellen Lauf.

Und ich sah noch ferne ragen
Meines Himmels steiles Ziel,
Und ich trat, dem Herrn zu klagen,
In des Kirchleins gastlich Kühl.

„Herr, es drückt zu schwer mich Armen
Meines Kreuzes Schulternlast;
Schenk in Gnaden mir Erbarmen,
Der du stets Erbarmen hast!

Hast du nicht vom Joch gesprochen,
Es sei süß zu jeder Zeit;
Hast du je dein Wort gebrochen
Von der Bürde Leichtigkeit?“

Da ertönt's aus engem Bitter
Vom Altare flüsternd her:

„Machst nicht du mein Joch dir bitter,
Selber dir die Bürde schwer?

O, vernimm die große Lehre:
Wie ein Kreuz nur dann sich fügt,
Wenn ein Balken in der Quere
Auf dem andern Balken liegt:

Also wird sich auf dich legen
Kreuzeslast in dieser Welt,
Wenn dein Wille dem entgegen,
Was dem lieben Gott gefällt.

Deinen Willen laß sich strecken,
Daß er wie mein Wille sei:
Wenn sich beide Balken decken,
Glücklich ist dein Kreuz entzwei!“

Und ich brachte mich im stillen
Fromm dem Herrn zum Opfer dar,
Legte meinen Eigenwillen
Mutig hin auf den Altar.

Plötzlich war ich froh und heiter,
Und der Herr den Segen gab:
Leichter zieh ich glücklich weiter
Mit des Glaubens Pilgerstab.

Verschiedenes aus den Missionen

Aus Mariannahill

Von Schw. M. Theobalda

Das Christ-Königs-Fest war in Mariannahill wirklich ein königliches Fest. In der St.-Josephs-Pfarrgemeinde wurde nämlich eine stattliche Zahl Katechumenen durch das Bad der Wiedergeburt dem himmlischen König als neue Untertanen zugeführt; 96 reine, glückliche Herzen huldigten beim feierlichen Hochamte dem Christus-König. Zweitägige geistliche Übungen gingen diesem Akte voraus.

Unter diesen 96 waren zirka 30 Konvertiten von verschiedenen Konfessionen. Wir lesen mit Freuden diese Zahl, doch mancher Leser ahnt nicht, welche Schwierigkeiten vielfach diese Glücklichen zu überwinden hatten; ich hole nur zwei Beispiele heraus.

Ein achtjähriger Knabe besucht die Tagesschule in St. Wendel; seine Verwandten wohnen in Durban und gehören einer andern Konfession an. Der Kleine wünscht nichts Sehnlischeres, als mit einigen andern der Schule den glücklichen Taufbewerbern beigezählt zu werden. Da besuchte ihn seine Mutter; auf alle eindringlichen Bitten des Kleinen hatte sie nur ein hartes „Nein!“ Sie wollte nicht, daß ihr einziger Sohn nun katholisch werde. Das Kind weinte Tag und Nacht; der sonst so heitere und geweckte Knabe war betrübt und traurig.

Nun geschah es, daß der z. J. in Mariannahill weilende Bischof von Salisbury der Schule in St. Wendel einen Besuch abstattete. Der leutselige hohe Kirchenfürst fragte jedes Kind nach Namen und Religion und hatte für alles Interesse. Als Se. Gnaden zu unserm kleinen Helden kam, brachen die mühsam zurückgehaltenen Tränen los, und als die Lehrerin dem überraschten hochwürdigen Herrn Bischof Aufklärung gegeben hatte, war derselbe von Mitleid bewegt und suchte den Knaben zu trösten.

Der liebe Gott wird dieses Kind gewiß zum Ziele führen! —

Ein junges, braves Mädchen von ungefähr 17 Jahren, das sich in unserer Schule auf das Lehrfach vorbereitet, hat ebenfalls keinen leichten Kampf. Sie ist die Tochter eines Häuptlings. Vor den letzten Winterferien bat sie brieflich um die Erlaubnis, ausnahmsweise die Ferienzeit hier verleben zu dürfen. Das kostete aber mehr als einen Brief, bis die ersehnte Erlaubnis kam. Nun rückte sie mit der zweiten Bitte heraus, den Laufkursus mitmachen zu dürfen. Auf einen zweiten und dritten Brief kam keine Antwort, und auch kein Geld für das neue halbe Schuljahr. Wollte der Vater sein Kind prüfen durch sein anhaltendes Schweigen? Raum war der Schulunterricht wieder im

Gang, als unerwartet die plötzliche Nachricht vom Tode des Vaters kam. Ob er eines natürlichen Todes starb oder ob er, — wie es bei Häuptlingen häufig vorkommt, — vergiftet wurde, wissen wir nicht. Für das Mädchen, das den Vater innig liebte, war es ein herber Schlag. Der Vater gehörte der Kirche der Konfirmisten an, war religiös gesinnt und ging, wie die Tochter sagte, jeden Sonntag zur Kirche. Hoffentlich gelingt es ihr jetzt, den nächsten Taufkursus mitmachen zu können.

Unsere 96 Täuflinge bereiten sich nun mit allem Eifer auf die erste heilige Kommunion vor.

*

Am 15. November gingen 200 Erwachsene und Schulkinder zum ersten Male zum Tisch des Herrn; alle Altersklassen waren vertreten, vom 7jähr. Kinde an bis zum alten Mütterchen. Durch zweitägige Exerzitien hatten sie sich bemüht, das Herz zu reinigen und zu schmücken. Die kleinen Mädchen und Jungfrauen waren mit einfachen Kränzchen geschmückt, während fast alle Frauen ein weißes Kopftuch trugen; sie meinen, wenn das Herz rein ist, dann soll man es auch nach außen zeigen. Sie kaufen sich deshalb diese weißen Tücher. Auch das männliche Geschlecht war gut vertreten.

Bei einer solchen Feier ist ein großer Volksandrang, denn Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Cousine usw., alle wollen sie an dem Glück teilnehmen und sich den Erstkommunikanten am Tisch des Herrn anschließen. Es ist das ein lobenswerter Brauch!

Aus Driefontein in Rhodesia

Von Schw. M. Vera

(Schluß.)

Nun aber kommt noch das Schönste! Unser neugeweihter Herr Bischof A. Chichester stammt, wie der Festredner hervorhob — aus einem Geschlechte, das schon im 14. Jahrhundert einen Bischof gleichen Namens aufweist und das in den schweren Zeiten der englischen Verfolgung der katholischen Kirche unverbrüchlich treu geblieben ist. Und dabei ist er so schlicht und väterlich und unparteiisch, daß er jetzt schon allgemeine Liebe und Zutrauen gewonnen hat. Natürlich war es nun die angelegenste Sorge des hochwürdigsten Herrn, daß alle an seinem Ehrentage oder doch bald nachher eine besondere Freude haben sollten. Da wurde niemand vergessen von den armen Waisenkindern von Emeraldhill angefangen bis zu den hochw. Herren Jesuiten hinauf. Und wir Schwestern sollten etwas haben, woran unsere kühnsten Träume nicht gereicht hätten; einen Ausflug nach den weltberühmten „Zimbabwe Ruins“. Das lautete für uns Schwestern, von denen einige kaum die nächsten Stationen gesehen hatten, fast zu schön, um

wahr zu sein. Und doch — schon nach wenigen Tagen sagte Schwester Oberin: „Nun geht's hurtig ans Packen, und ver-
geht ja nichts, morgen gehen wir auf Reisen, wohl 70 Meilen
weit.“ Und richtig; etwas nach 8 Uhr kam schon das erste
Auto und dann das zweite, und hinaus ging's in die blaue
Ferne.

Bald machte das langweilige Steppenbild einem herrlichen,
stets wechselnden Panoramabild Platz. Das Auto schoß auf
den wohlangelegten Wegen dahin wie ein Pfeil, jetzt hin-
unter ins Tal, dann hinauf. Eine Hügelreihe neben und hinter
einer anderen mit wunderbarlich gestalteten Riesenkakteen und
andern palmartigen dickfleischigen Gewächsen, wie man sie
ähnlich auf mexikanischen Landschaften abgebildet sieht. Und
dann die wunderlichen Felsengebilde, wie auf unserer Station
Holy Croß, nur kühner und farbenprächtiger. Und da, ja,
was ist denn das? Das sind ja regelrechte Mauern, sonst
sehen die Felsen nur von ferne so aus. Regelrechte Mauern,
wie wir alle ganz bestimmt noch keine gesehen haben. Ja, wie
ist denn das möglich? Über dem Schauen all der Herrlich-
keiten haben wir ganz das Ziel der Reise vergessen. Wir
wollen ja doch zu den Ruinen. Sind sie das? Ja, und nun
aussteigen. Und da stehen wir schon vor den riesigen, halb
zerfallenen Steinkolossen aus uralter Zeit, deren Ursprung
trotz immer wieder neu aufgenommener Forschung in geheim-
nisvollem Dunkel liegt.

Die Ruinen bestehen neben zahlreichen weniger bedeutenden
Anlagen aus zwei Hauptteilen, der größere unten im Tal, der
kleinere und interessantere auf der äußeren Spitze eines Fel-
senberges. Der untere Teil sieht von weitem einer runden
Kirchhofsmauer täuschend ähnlich. Aber was für eine! Unten
sechs und oben vier Fuß breit und an der besterhaltenen
Seite wohl über 100 Fuß hoch. Die Steine sind sehr regel-
mäßig, wie große Ziegel, behauen und werden fast ohne Mörtel
zusammengehalten. Als Abschluß sind an der besterhaltenen
Seite die Steine zickzackmäßig aufgestellt, kleine Lücken lassend,
was sehr ornamental wirkt. An den Eingängen und oben sind
lange Steine wie Obelisken angebracht. Besonders die oberen
sehen wunderbarlich aus, ragen aus der Mauer hinaus nach oben.
Das sind die hölzernen Pfosten der Türen oder Fenster, die
im Laufe der Jahrtausende versteinert sind.

Aber nun noch etwas viel Merkwürdigeres. Wir treten
durch den Haupteingang ins Innere und sehen da zu unserm
Staunen eine zweite, gleiche, mit der äußeren parallel im
Kreis herumlaufende Mauer. Der Gang zwischen beiden ist
so eng, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen können.
Nun weiter hinein in das geheimnisvolle Labyrinth. Da ist
wieder ein Eingang. Wir gehen durch, und da ist eine dritte



Schwester Engelberta, unsere Afrika-Tante.

Mauer, mit der zweiten parallel laufend und denselben engen Gang bildend; und so geht's fort, eine vierte, fünfte, sechste usw., bis der Mittelpunkt der geheimnisvollen Festung erreicht ist. Merkwürdigerweise sind die Mauern um so mehr zerfallen, je näher sie dem Mittelpunkt kommen. In der zweiten Mauer ist nach der besterhaltenen Seite der äußeren Mauer hin eine große Lücke gelassen, und diese ist ausgefüllt von einem engen, runden, nach oben allmählich enger werdenden Turme, fast so hoch wie die äußere Mauer. Zu dem Innern des Turmes scheint kein Eingang vorhanden zu

sein, und die Forscher zerbrechen sich die Köpfe über seinen Zweck. Die meisten nehmen an, daß er zu Opferzwecken gebraucht wurde. Solche Türme, nur nicht so gut erhalten, gibt es viele, ganz unregelmäßig verteilt durch das ungeheure Innere des Labyrinths. Etwa eine halbe Meile davon entfernt ist die andere Ruine auf der höchsten Höhe eines „Kopje“. Sie wird wegen ihrer Ähnlichkeit mit einer griechischen Burg Akropolis genannt. Das Fundament dieser Burg bilden die natürlichen Felsen des Berges, riesenhaft an Ausdehnung; sie scheinen fast in einem zusammenhängenden Stück den Berg von allen Seiten zu umfassen. Das Merkwürdigste an diesen Steinmassen ist, daß sie fast alle rundlich, ganz glatt, und kaum Spuren von Verwitterung zeigen. Viele sind mit einer Art Flechten zartgrün oder zinnoberrot wie mit einem Malerpinsel übertupft; andere zeigen die berühmten Buschmannzeichnungen, wunderbar deutlich und klar erhalten in roter Farbe, gewöhnliche Zeichen von Springböcken oder ähnlichem Bild. In der Anlage gleicht die Akropolis sehr der Ruine unten im Tal, ist aber mehr zerfallen. Die natürlichen Felsen ragen an verschiedenen Stellen weit über die Mauern hinaus. Der Aufstieg zum äußersten Gipfel ist durch in die Felsen gehauene Stiegen erleichtert. Also hinauf! Der Atem ging uns fast aus beim Steigen. Aber das war auch der Mühe wert. Man glaubte in eine Märchenlandschaft zu schauen, und ich mußte unwillkürlich an einen Bericht des verstorbenen Paters Bichler, eines unserer ersten Missionspioniere, denken. Ich will hier wörtlich anführen (aus dem Englischen übersetzt), was Pater Bichler in einem hierzulande gebräuchlichen Schullesebuch schreibt:

„In den alten Büchern lesen wir von einem Goldberg, ‚Jura‘ genannt. Einer arabischen Überlieferung zufolge — die Araber bewohnten Rhodesia im 16. Jahrhundert — sandte König Salomon, als er den großen Tempel in Jerusalem zu bauen anfing, seine Schiffe durch das Rote Meer und die afrikanische Küste entlang bis zur Mündung des Zambesi. Einige von Salomons Leuten reisten weiter ins Hinterland bis zum Berg ‚Jura‘, welchen sie zu ihrer Festung machten. Dort trieben sie Tauschhandel für Gold, und wenn sie eine große Menge aufgehäuft hatten, wurde es mittels einer Karawane von eingeborenen Trägern, von Soldaten beschützt, zur Küste gebracht. Unser gegenwärtiger ‚Mount Darwin‘ in Rhodesia ist dieser Berg ‚Jura‘. Die herrliche Lage dieses hohen Berges ist derart, daß der Kaiser Munomotapa niemals einem Weißen erlaubte, ihn zu besteigen, damit nicht, wie er sagte, die Weißen, wenn sie die Reichtümer eines Landes sehen, es ihm entreißen möchten.

„Vor etwa 20 Jahren“, so erzählt Pater Bichler von sich, kletterte ich in Begleitung eines Offiziers und eines einge-

borenen Führers auf die Spitze des Berges Darwin. Zu der Zeit wußte ich noch nicht, wie die Eingeborenen den Berg nennen. Es war ein langer und mühsamer Aufstieg von etwas mehr als zwei Stunden. Wir wurden indessen reich belohnt für unsere Mühe. Auf halbem Weg am Abhang stießen wir auf zerfallene Mauern, aus rohen Steinen gemacht, und ziemlich hoch mußten wir noch über verschiedene solcher Mauern klettern, bis wir die Spitze erreichten. Von der Spitze aus hatten wir die großartige Aussicht auf das Land ringsherum, das sich wohl 50 Meilen in der Runde ausdehnte. Ich dachte dann unwillkürlich an den berühmten ‚Mount Tura‘, der so oft in den alten Büchern erwähnt ist.

Da fragte ich meinen Führer: ‚Wie nennt ihr diesen Berg?‘ ‚Tura‘, war die Antwort. — Und mich an meinen Gefährten wendend, sagte ich ihm, daß wir tatsächlich auf der Spitze des berühmten Goldberges saßen, wo die Königin von Sheba (vielleicht Saba) so viel Gold von verschiedenen Gegenden zusammengebracht, aufgehäuft haben soll. Rhodesia ist also das alte Goldland, von dem in den alten Büchern soviel geschrieben ist.“ —

Wir hatten einen herrlichen Ferientag und die erhebenden und interessanten Eindrücke desselben wie auch des Tages der Bischofsweihe werden uns unvergeßlich sein.

Solche Ferientage des apostolischen Arbeiters wirken wie das helle Aufflackern eines Feuers, das für gewöhnlich still, aber darum nur um so sicherer im Grunde der Seele brennt, das Feuer des wahren Seeleneifers, verbunden mit dem echten Gottesfrieden. Ja, es bleibt ewig wahr: „Wer Vater oder Mutter um meinetwillen verläßt, der wird Hundertfältiges schon in diesem Leben dafür erhalten und das ewige Leben besitzen.“ Aber auch jenes andere Wort ist noch immer wahr: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige.“

Jenes herrliche Land, das wir vom Gipfel des Zimbabwberges überschauten und noch viele, viele Meilen darüber hinaus bis zu den Ufern des Limpopo liegt noch im Dunkel des Heidentums. Nur hie und da gibt's kalvinische Sekten, die auch hier bei uns sich breit machen und selbst uns zu verdrängen suchen, was ihnen leider schon mehr als einmal gelang, da ihnen mehr Mittel und Kräfte zur Verfügung stehen.

Lieber Leser! Willst du uns nicht beten helfen zu Maria, der Ausspenderin der Gnaden und der „Königin des Zambesi“, daß der Heiland vielen die Gnade des apostolischen Berufes gebe? Wie gerne wird er solche Bitten anhören, jezt in unserer Zeit des furchtbaren Gotteshasses und der grenzenlosen Versunkenheit ins Irdische, wo selbst solche, die noch Christen sein wollen, die Interessen Gottes dem Irdischen weit nachsetzen. Jezt bewahrheitet sich das Gleichnis vom

Abendmahl, wo der Hausvater, erzürnt über die Gleichgültigkeit der Reichen, sagt: „Gehet hinaus auf die Landstraße und an die Zäune und führet die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein!“ O könntet ihr unsere Armen sehen, wie sie hungern nach dem Wort Gottes, dem Brot der Seelen; wie sie den Missionar anflehen um einen Priester, eine Schule und Katecheten, und wie es diesem die Seele zusammenschnürt, wenn er immer wieder absagen muß, weil es an Mitteln und Kräften fehlt. Es würde sich gewiß mancher junge Leser und manche junge Leserin angeregt fühlen, um die erhabene Gnade des apostolischen Berufes zu beten. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück, — denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eigne Herz zurück!“ O wie sehr verdienen diese armen, bisher so stiefmütterlich behandelten Seelen einige Brotsamen, die vom Tische des „Herrn“ fallen. Wie heiß sind diese Armen vom Heilande geliebt; wie brennt er vor Verlangen, sie zu retten! Aber die Hände sind ihm gebunden; er hat ja die Rettung der Seelen an unsere freie Mitwirkung geknüpft. Er wartet auf großmütiges Vergessen unserer selbst und uneigennützigige Hingabe an seinen Dienst. Wollen wir ihm das verweigern?

3

Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

Im Lager war alles in Ordnung; die Zulus hatten nichts Verdächtiges gesehen und gehört. Die Herren suchten daher ihre Betten im Wagen auf. Mr. Brown hatte noch nicht angefangen einzuschlafen, da weckte ihn ein dumpfes Gebrüll auf; es klang ganz in ihrer Nähe. „Der Löwe“, hörten sie draußen die wachhaltenden Zulus rufen, und im Nu waren alle aus den Betten, in welchen sie nie anders als völlig angekleidet schliefen. Mit den Gewehren in der Hand spähten sie zum Wagen hinaus. Da stand, vom hellen Mondlicht übergossen, im Glanze der Wachtfeuer, am Saume des nahen Waldes, kaum einen Steinwurf weit entfernt, der Gefürchtete. Mit dem Schweife wedelnd, betrachtete er das Schauspiel vor seinen Augen. Jetzt legte er sich nieder; wie im Zorn schüttelte er die gewaltige Mähne, dann drückte er den Rachen dicht an die Erde und fast feierlich ertönte sein Gebrüll. Die Zulus hatten sich mit ihren Affsageis bewaffnet, innerhalb des Ringes zurückgezogen, welchen die Wachtfeuer bildeten.

„Was werden Sie tun?“, fragte der Kapitän Mr. Brown mit einer vor Aufregung zitternden Stimme.

„Ich werde ihn durch einen Schuß aus seiner behaglichen Stellung aufjagen.“

„Aber wenn er uns angreift“, meinte jetzt Alfons.

„Bah,“ machte Mr. Brown, „so nahe heran an den Wagen traut er sich nicht.“

Er feuerte sein Gewehr auf den Löwen ab. Doch der Schuß hatte das Tier nicht erschreckt, es vielmehr erst recht gereizt, so daß man hätte glauben können, es sei an den Pulvergeruch



Schwester M. Gaudioja Langenströer aus Paderborn
nach 21jähriger Tätigkeit in der Mission in Südafrika
mit ihrer 77jährigen Mutter.

längst gewöhnt. Der Löwe erhob sich, stieß ein kurzes Gebrüll aus und sprang mit einem fürchterlichen Satz auf den Wagen zu. Trotz des Wachtfeuers und des Geschreies der Zulus stand der Löwe bereits dicht vor Mr. Brown, der sich ihm mit der Büchse in der Faust entgegenstellte. „Schießen Sie nicht, um Himmelswillen!“, schrie ihm Simba zu; „bleiben Sie regungslos stehen!“ Aber die Warnung kam zu spät; der Schuß fiel

und traf sein Ziel schlecht. Im gleichen Augenblick lag Mr. Brown unter den mächtigen Pranken des Löwen, der ihn mit einem Schläge niedergeworfen hatte.

Es war haarsträubend, es war fürchterlich. Der Löwe maß mit funkelnden Augen die Schar der Gegner, welche sich anschickten, ihm die Beute zu entreißen. Der Kapitän, und noch mehr der junge Alfons, waren durch das Entsetzliche der Lage für einen Augenblick so betäubt, daß sie wie sinnverwirrt auf den Löwen sahen, der mit seiner rauhen Zunge das Blut zu lecken begann, welches aus der Armwunde des Afrikareisenden floß. Die Zulus schwangen die Speere, aber sie wagten sie nicht zu schleudern, aus Furcht, Mr. Brown mit zu treffen.

In dieser schrecklichen Not war es Simba, der sich allein den Umständen gewachsen zeigte und sich als todesverachtender Held erwies.

Mit einem brennenden Holze, welches er aus dem Feuer gerissen hatte, stürzte er auf das Raubtier los und schlug es über den Kopf, daß die Funken wirbelten und stoben. Der Löwe schien über diese Kühnheit geradezu verblüfft, und schon wollte der mutige Simba zu einem neuen Schlag ausholen, da ließ die Bestie plötzlich von ihrem Opfer ab und warf sich auf Simba, den er zu Boden schleuderte und dem er den linken Schenkel gräßlich zerfleischte. Die todesmutige Handlung Simbas riß den Kapitän zur Nachahmung hin. Er sprang vom Wagen herab, näherte sich dem Löwen von rückwärts und sandte ihm eine wohlgezielte Kugel durch das Ohr. Der Löwe sank auf der Stelle tot hin.

Nun wurden die beiden Verletzten aufgehoben und in Behandlung genommen. Dank der Geschicklichkeit des Kapitäns, der sich auf die Behandlung von Wunden aller Art gut verstand, wurde das Schlimmste von Simba, welcher arg blutete, abgewendet.

Der nächste Tag mußte ein Ruhetag bleiben; schon wegen der Verwundeten konnte der Ochsenwagen nicht weiterfahren, jedoch wählten sie einen andern Platz, wo es ihnen vor dem Besuche wilder Tiere sicher schien, denn an einem Fluß, wo die Tiere des Nachts zur Tränke gehen, da sind Löwen, Leoparden und Hyänen immer am nächsten.

Mit Gottes Hilfe erholten sich die beiden Verwundeten sehr bald, trotz des großen Blutverlustes. Simba war bald wieder frisch und lag in einem Liegestuhl neben Mr. Brown. Der Kapitän sowohl wie Alfons waren auch noch nicht in der richtigen Stimmung, sich auf die Jagden zu begeben, und so blieben sie alle gemüthlich beisammen im Wagen. Simba sträubte sich anfangs und wollte sich neben den Wagen außerhalb und unter denselben setzen mit seinem Stuhle, denn er sagte, es geziemt sich nicht für ihn. Doch die Herren protestirten und sagten,

er habe ihnen das Leben gerettet; auch habe er ja einen so hohen Bildungsgrad, wie sie anfangs eben nicht wußten; Herz und Seelen aber haben keine Farbe, und im Reiche des Ewigen wird nach dem Tugendgrad bemessen und nicht nach der Hautfarbe.

Erfreut richtete der arme Schwarze sein klares, schönes Auge, groß wie schwarze Samtkirschen, auf die weißen, edlen Europäer und sagte, sich anstandsvoll verneigend, in reinem Englisch: „Ich danke Euch, meine Herren, und es wird mich Eure Ehrung nicht stolz machen, denn was ich bin, bin ich durch die Gnade des Herrn und durch die Erziehung und Lebensführung jenes hochedlen, frommen Mannes. Simba (Löwe) ist zwar noch immer im Volksmunde mein Name, so wie ihn mir schon mein heidnischer Vater gegeben, aber mein eigentlicher Name ist „Gottfried“, so nannte und taufte mich mein väterlicher Freund, der Einsiedler als ich einmal feinetwegen in Todesgefahr kam und ihn aus der Umschlingung einer Riesenschlangae rettete und von ihr gebissen wurde. Ich war erst ungefähr 17 Jahre, und er hatte mich im heiligen Glauben schon soviel unterrichtet, so daß er mich ruhig taufen konnte.“

Simba hielt inne und schwieg bescheiden. „Wir bitten Dich, rede weiter“, sagten tiefergriffen der Kapitän und Alfons wie aus einem Munde.

„Nicht von mir will ich reden, sondern von ihm, dem Einsiedler.“ —

„Wie hieß denn dieser geheimnisvolle Klausner, und woher und aus welchem Lande kam er?“, fragte Mr. Brown unterbrechend.

„Bwana, ich weiß es nicht. Niemals nannte er seinen Namen; auch seine Heimat verschwieg er. Nur sagte er mir einmal, daß er aus einem angesehenen Stamme sei, aber tot für die Welt, für alle. Auch nannte er sich einen armen Sünder und Bettler Christi. In unsern Augen, ich meine die armen Fischer, die in der Nähe des Tipe-See's wohnten, hieß er ‚der Freund Gottes‘ (Kafiki ya Mungu). Er betete viel und lange, und besonders, wenn der Himmel so schön voller Sterne war, dann war es mir immer, als spräche er mit diesen. Er nannte sie alle mit Namen und lehrte auch mich Vieles von der Sternkunde. Am Schlusse sagte er immer, zum Himmel aufblickend: ‚Nachdenkend vertiefen will ich mich in die Großtaten des Herrn... Du warst ja mein Führer von Jugend auf, drum bis zum Alter und ins Greisentum verlaß mich nicht, o Herr!‘ (Ps. 70, 16—18.)

(Fortsetzung folgt.)

B



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelfrieda

Meine lieben Kinder!

Aus Ruppichteroth bekam die Afrika-Tante eine ganze Portion Brieflein in einem dicken Kuvert. Nun muß ich aber der kleinen Anneliese W., welche für alle Kinder geschrieben hat, gleich antworten. Danke recht herzlich im Namen unserer lieben schwarzen Kinder. Freilich müssen die afrikanischen Kinder auch viel lernen, aber doch nicht alles so wie Ihr wißen. Sticken und so ganz feine Sachen ist für die Negerfrauen nicht so nötig.

In einem kleinen Brieflein lesen wir, daß recht viel Schnee bei Euch in Europa war, und daß die kleine fröhliche Emma Sch. tüchtig Schlitten gefahren ist. „Heina, heina, baridi kabisa“, sagten unsere lieben Schwarzen und frieren dabei nur in Gedanken auf Schnee und Eis, denn:

„Afrika ist Sonnenland,
Eis und Schnee fast unbekannt.“

Katharina Sch. erzählt in ihrem schön mit Steilschrift geschriebenen Brieflein von Theater und Fastnachtstagen. Davon verstehen unsere kleinen Negerlein in Afrika nichts; aber sie schicken Euch viele freundliche Grüße.

Die liebe Else K. schreibt auch und erzählt von der Näh-schule. O, wie freut uns das. Nur fleißig voran!

Die liebe Annemarie K. und die lustige Katharina M., welche soviel von Spiel und Spaß erzählen, wie auch die kleine Käthe D., welche ja schon eine förmliche Damenschrift hat; und die gute Josepha B. schreibt auch so nett.

Wir danken allen, allen recht herzlich für die lieben Brieflein und bitten auch, grüßt uns die lieben Schwestern in Ruppichteroth.



Schwester Juditha vor dem Schwesternhäuschen in Bura
mit der kleinen Mirjam.

Dann liegen vor mir noch einige Brieflein von einer kleinen braven Maria K. und noch einer anderen, deren Name jedoch undeutlich geschrieben ist, und den die alte Afrikatante nicht gut entziffern kann. Sie schreiben alle so lieb, daß sie für uns Schwestern und die lieben kleinen Neger zur kleinen heiligen Theresia beten wollen. Herzlichen Dank, liebe Kinder!

Heute schicke ich Euch die kleine Mirjam mit dem Truthahn, Schwester Juditha steht dabei.

Nun muß ich Euch noch etwas erzählen von der kleinen Liesbeth, die „heilig werden wollte“. Das ist aber ein Geschichtchen aus Amerika, wo unsere Schwestern sind.

Die kleine Lisbeth war bei ihren Großeltern, weil die Eltern eine weite Reise nach Amerika unternommen hatten. Sie hörte von der heiligen Margareta Alacoque vieles erzählen, und da nahm sich denn Liesbeth vor, auch eine Heilige werden zu wollen. Sie hatte vernommen, daß die heilige Margareta Alacoque am liebsten solche Speisen zu sich nahm, vor welchen sie einen besonderen Ekel hatte. Nun sann die kleine Elisabeth nach, wie sie das auch machen könnte.

In ihrer Nachbarschaft wohnte eine alte Jungfrau, welche vor der Haustüre immer eine Tonne mit Küchenabfall stehen hatte. Schon der Geruch ekelte das Kind an, und davon wollte es nun doch essen. Mehrere Tage kämpfte Lisbeth mit sich, bis sie an einem schönen Frühlingmorgen, als sie eben zur

Schule ging, eine solche Abtötung üben wollte. Lisbeth ging gerade auf diese Abfalltonne zu, blickte nach allen Seiten um, ob niemand ihr zuschauen, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß keine Menschenseele in der Nähe sei, schloß sie die Augen, griff in die Tonne, erwischte eine Pflaume und steckte sie in den Mund und schluckte sie hinunter. Schon meinte sie, daß die Speise wieder zurückkomme, aber, wenn sie „heilig werden wollte“, so dachte sie, muß ich mich überwinden, und das zweite Mal griff sie in die Tonne hinein, um noch etwas zu nehmen. Da wurde es ihr plötzlich übel im Magen, und im Kopf drehte sich alles; kaum konnte sie die Füße bewegen. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, und ohnmächtig sank das Kind am Wegrand nieder. Ein Arbeiter, welcher die kleine Lisbeth gut kannte, kam gerade des Weges; er nahm die Kleine auf seine Arme und trug sie heim zu ihren Großeltern. Diese wunderten sich über den Zustand der Kleinen, denn frisch und gesund war sie vor wenigen Minuten aus dem Hause fortgegangen. Als Lisbeth wieder zu sich kam, lag sie im Bettchen. Die Großeltern standen bei ihr und bestürmten sie mit Fragen, was denn eigentlich vorgegangen sei. Aber Lisbeth sagte nichts. Nun kam der Doktor und stellte Vergiftung fest. „Die Kleine“, sagte er, „muß etwas Verdorbenes gegessen haben.“ Aber auch er brachte mit all seinen Fragen nichts aus Lisbeth heraus. Beim Weggehen sagte er zu den Großeltern: „Wenn der Zustand sich bis 11 Uhr nicht gebessert hat, müßt Ihr den Priester holen, damit die Kleine beichten kann, denn dann ist sie rettungslos verloren.“ Lisbeth aber hatte Angst vor dem Sterben und Beichten; sie betete nur immer wieder: „Lieber Gott, laß mich nur wieder besser werden!“ Und der gute Vater im Himmel erhörte ihr Flehen und ließ gegen 11 Uhr eine Wendung zum Besseren eintreten. Noch einige Tage mußte sie das Bett hüten, und dann durfte sie wieder zur Schule gehen. Die Großmutter gab ihr nun viele Ermahnungen und sagte: „Jetzt paß doch auf, was Du in den Mund steckst, Du hattest Dich ja selbst vergiftet.“ Diese Gefahr war nun nicht mehr vorhanden, denn Lisbeth hatte nun alle Lust zum „Heilig-werden“ verloren.

Nach einigen Monaten war nun doch die Zeit gekommen, daß sie zur heiligen Beichte gehen sollte. Die Lehrerin, welche die Kleinen vorbereitete, sagte eines Tages: „Liebe Kinder, wenn Ihr einmal nicht wißt, ob etwas eine Sünde ist oder wie Ihr es in der Beichte sagen sollt, dann kommt nur zu mir, ich will Euch gerne helfen.“

Schon lange Zeit drückte die kleine Lisbeth die Frage: „Was muß ich sagen, wenn ich mich bald vergiftet hätte?“ Sie ging nun zur Lehrerin und fragte: „Was ist es für eine Sünde, wenn man sich vergiften wollte?“

„Aber, Kind,“ antwortete die Lehrerin, „das hast Du doch

nicht getan, denn das wäre je Selbstmord.“ Lisbeth dankte für diese Auskunft und stürmte davon.

„Also, Selbstmord habe ich begangen, nun weiß ich es!“ Oft und oft wiederholte sie es, um es nicht zu vergessen.

Die Zeit der heiligen Beichte nahte heran. Das Herzchen klopfte ängstlich, und als sie an die Reihe kam, trat sie in den Beichtstuhl und sagte mit großer Zerknirschung, was sie getan hatte. Der Priester fragte aber verwundert: „Kind, wie hast denn den Selbstmord begangen, das mußt Du mir erzählen.“ Ob Lisbeth wollte oder nicht, sie mußte heraus mit der Geschichte und wurde mit dem Gruße „Gott segne Dich, mein Kind, Du hast Buße genug getan“, wieder entlassen.

Einige Jahre später, als unsere kleine Lisbeth schon 11 Jahre alt war, las sie wieder die Lebensbeschreibung der heiligen Margareta Alacoque, und wieder kam der Gedanke: „Ich will auch heilig werden!“ Diesesmal nahm sie sich aber vor, zu fasten, wie es die Heilige jeden Samstag zu Ehren der lieben Mutter Gottes getan hatte. Sie wollte aber einen Tag wählen, wo es ihr Leibgericht gab, Sauerkraut und Bohnen. Freitags abends fragte sie die Tante: „Was kochst Du denn morgen?“

Der Tante fiel das Benehmen des Kindes auf, und sie sagte: „Was ist denn los mit Dir, daß Du schon heute abend wissen willst, was ich morgen koche?“ Am nächsten Tag hieß es: „Es gibt Sauerkraut und Bohnen!“ Lisbeth nahm sich nun vor, den ganzen Tag nichts zu essen. Der Morgen brach an; zur gewohnten Stunde wurde gefrühstückt; aber Lisbeth kam nicht, setzte sich ans Fenster, kreuzte die Arme und schaute zum Fenster hinaus. Auf die Frage: „Bist Du krank?“ sagte sie: „Nein“, und der Großvater bat sie nun: „Lisbeth, komm und isß.“ Lisbeth aber erwiderte: „Großvater, ich esse heute nicht.“

Es war Samstag, und Lisbeth mußte der Tante bei der Arbeit helfen; das ging aber sehr schlecht, denn der Magen und der Kopf schmerzten vor Schwäche. Die Großeltern und die Tante wußten nicht, was sie an dem Kinde hatten. Auch mittags erschien sie nicht bei Tisch. Die Großmutter machte nun nicht viele Umstände und sagte: „Ich will dem Kind die Grillen vertreiben!“ Lisbeth mußte der Großmutter in das Schlafzimmer folgen; da nahm diese aus einer Ecke den Stock und holte greiflich zum Schlagen aus. Beim ersten zuckten die Augenwimpern und beim zweiten Male tat die Hand schon — weh, und sie rief: „Da mag heilig werden, wer will, ich nicht mehr!“ Da war der Großmutter alles klar. Als nun der Weihnachtsabend kam, lag unter dem Weihnachtsbaum eine Lebensbeschreibung zum Heiligwerden für Kinder.

Später kam Lisbeth nach Amerika zu ihren Eltern, und jetzt ist sie schon 20 Jahre eine eifrige Ordensfrau, die viel für die armen kleinen Kinder wirkt.

Lustige Ecke

„Ach, Mutter, warum regnet es doch immer?“

„Ja, sonst wird die Erde nicht fruchtbar, und die schönen Äpfel und Pflaumen und Erdbeeren können nicht wachsen.“

„Ja, Mutter, warum regnet es denn auf dem Bürgersteig?“

„Else, kannst Du mir einige Briefumschläge leihen, ich will einen Brief nach Grönland schicken?“

„O, dann müssen sie wohl gefüttert sein?“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Bewelsburg 42,— Mk., Maria und Antonius Joseph, in einem besonderen Anliegen. Büren 21,— Mk., Johannes; N. N. 21 Mk., Alfons; Plettenburg 21 Mk., Maria Elisabeth; Amelungen 25 Mk., Johannes Georg; Wormeln 21 Mk.; N. N., Bewelsburg 21 Mk., Heinrich Todokus; N. N., 21,— Mk., Vinzenz; Diefflen 63,— Mk., Maria, Joseph, Maria; Colonnowska 21 Mk., Elisabeth; Alfen 21,— Franziska.

Missionsalmosen. Caldauen 5,— Mk.; Fulda 7,50 Mk.; N. N. für Inserat von Februar 3,— Mk.; Bewelsburg für die lieben Negerlein 25,— Mk.; Dillingen 1,50 Mk.; Humes 22,— Mk.

Antoniusbrot für die Mission. Zlatnik 0,50 Mk.

Für die Ausfägigen. Kahl 5 Mk.

Almosen. Frankfurt 5,—; Würzburg 7,50 Mk.; Gofesberg 2,50 Mk.; Brück 3,— Mk.; Güzénich 3,— Mk.

Für die Missionschule, zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen. Schröck 140,— Mk.; Rimbeck 7,50 Mk., Weeze 5,— Mk.; N. N. 10,— Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi.

Gebetserhörungen

Dank für Gebetserhörang. Veröffentlichung war versprochen.

M. G. in Gürzenich.

Dem heiligen Judas Thaddäus, dem heiligen Joseph und dem seligen Bruder Konrad herzlichen Dank für besondere Hilfe in einem großen Anliegen. N. N.

Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der immerwährenden Hilfe und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu für Erhörang in einem besonderen Anliegen.

Gute Bücher

Kalvaria. Der Leidensweg des Herrn. Von P. L. Perroy. Deutsche Übersetzung von E. Hartig, 235 Seiten, 3,80 Mk. geb. 4,80 Mk. (Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.)

Es gibt ein Evangelium des Herzens, das nicht niedergeschrieben, aber tief empfunden ist sagt der Verfasser. (S. 218.) Sein Werk liefert selbst einen glänzenden Beweis hierfür. Es besitzt Vorzüge, die sonst in der Passionsliteratur zu den Seltenheiten gehören, nämlich neue Gesichtspunkte, interessante Auffassungen, tiefgehende und ergreifende Anwendungen für den Menschen unserer Tage. Dazu kommt lebensnahe und lebensvolle Schilderung, erlauchte Schönheit der Gedanken und der Sprache und wundervolle Plastik der Darstellung, so daß man nach aufmerksamer Lesung das Gefühl hat, einen neuen Kreuzweg gewandelt zu sein, den ein gottbegnadeter Künstler aus innerstem Miterleben nach seiner Art und andachtsvoll geschaffen.